



Diamantenhändler Salimu Conteh prüft einen Stein unter der Lupe.

GREENPEACE MAGAZIN 2.09 Foto: Pep Bonet/NDOR

## Das Geheimnis der Diamanten

Sie waren der Zündstoff für den Bürgerkrieg, nun bringen die kostbaren Steine aus den Diamantenfeldern von Sierra Leone den Menschen endlich Wohlstand – behauptet die Industrie. Doch die Schürfer schufteten noch immer wie Sklaven und leben in bitterer Armut.

VON MICHAEL OBERT UND PEP BONET (FOTOS)



**Klaffende Wunden  
im tropischen Wald**  
Bis zum Horizont  
ziehen sich blutrote  
Ovale und Kreise  
und Krater. Hunderte,  
Tausende davon. Und  
in jeder dieser Gruben  
wühlen Menschen  
in der Erde. Gesegnete  
Erde. Verfluchte Erde.  
Erde Afrikas.

GREENPEACE MAGAZIN 209

**Z**uerst hören wir das Scharren. Es dringt durch die hohen Gräser, die unseren Pfad umfassen, und bald haben wir nur noch Ohren für das, was wir aus dem sattgrünen Inneren Afrikas vernehmen: dieses Wühlen, dieses metallische Kratzen und Ächzen, das wie die Klänge eines mechanischen Systems mit jedem unserer Schritte lauter wird. Stimmen mischen sich ein. Männerstimmen. Wir erklimmen einen Erdwall, schieben letzte Gräser beiseite – und blicken auf et-

was hinab, das aussieht wie eine gewaltige archäologische Grabungsstätte: Unter einem schmutzigen Himmel klaffen Löcher wie Wunden in der tropischen Vegetation. Blutrote Ovale und Kreise und Krater ziehen sich bis zum Horizont. Hunderte, Tausende davon. Und in jeder dieser Gruben wühlen Menschen in der Erde. Gesegnete Erde. Verfluchte Erde. Erde Afrikas.

Wir sind in die Diamantenfelder von Kono im Osten von Sierra Leone gereist, um einer Sache nachzugehen, die uns keine Ruhe lässt: Der Bürgerkrieg, der das westafrikanische Land zwischen 1991 und 2002 terrorisierte, wurde vor allem um Diamanten geführt. Mit dem Verkauf der Steine finanzierten die Kriegsparteien – die Rebellen der Revolutionären Einheitsfront und die Armeen der wechselnden Regierungen – ihren Waffennachschub, und die internationalen Diamantenkonzerne hielten den blutigen Konflikt in Gang, indem sie den Kriegsherren die globalen Märkte erschlossen.

Und ausgerechnet jene Konzerne, die jahrelang exorbitante Gewinne eingestrichen und Zehntausende von Toten in den diamantenreichen Ländern Afrikas mitzuverantworten hatten, lancierten nun, wenige Jahre nach Kriegsende in Sierra Leone, eine millionenschwere Imagekampagne, um Konsumenten darüber aufzuklären, wie der geschundene Kontinent neuerdings vom Abbau der Steine profitiere. Die Industrie strebe den Wandel von Konfliktdiamanten zu „Wohlstandsdiamanten“ an, so die Wortschöpfung der Werber, und um die Botschaft zu verbreiten, schalteten sie ganzseitige Anzeigen in führenden amerikanischen Tageszeitungen. Dank des Kimberley-Abkommens, in dem sich die internationale Diamantenindustrie und die beteiligten Regierungen verpflichtet haben, keine Konfliktdiamanten mehr zu handeln, könnten solche nur noch in den seltensten Fällen auf den Markt gelangen – die sogenannten Blutdiamanten seien Geschichte.

**Wir stehen auf unserem Erdwall und sehen hinab in die Diamantengruben von Kono,** jenes Distrikts, der im Bürgerkrieg wegen seiner Bodenschätze besonders heftig umkämpft war. Die sanft geschwungene Waldlandschaft, die im Nordosten an Guinea grenzt und im Süden von den braunen Fluten des Sewa River entwässert wird, lässt eine ungeheure Verzweiflung erahnen. Denn von hier aus fressen sich rostrote Krater auf einer Fläche von 20.000 Quadratkilometern durch Sierra Leone. Und nun löst sich vor unseren Augen auch das Gewirr der Geräusche auf, die wir eben noch in den Gräsern gehört haben. Wir können jedes einzelne bis zu seinem Ursprung zurückverfolgen: das Stakkato ins Erdreich einfahrender Hacken, das kurze Kratzen des von Spatenblättern rutschenden Schlammes, sein Klatschen bei der Landung am Grubenrand, knatternde Wasserpumpen, die Stimmen der Männer, ihr Keuchen.

Nicht weit von uns steht ein Afrikaner mit kurz rasiertem Haar und kantigem Gesicht. Er scheint über die Gruben zu wachen. Ein Aufseher? Der Boss einer Arbeitskolonne? Er selbst will nicht mit uns sprechen, erlaubt uns aber gegen eine Schachtel Zigaretten zu den Schürfern zu gehen. Wir klettern hinunter, durch violetten Morast, vorbei an Erdhaufen und Teichen wie aus flüssigem Karamell, in denen die Männer bis zu den Schenkeln im Wasser stehen, ihre zerrissenen Hosen hochgekrepelt, die nackten Oberkörper nach vorn gebeugt. In schnellem Rhythmus heben und senken sie ihre Siebe, in denen sie die Erde waschen.

Einer der Schürfer stellt sich mit dem Namen Solomon vor. Seine Hand fühlt sich an wie ein Schwamm. Sie ist vom Wasser aufgequollen, sein Körper sehnig und auf eine hagere Weise muskulös, sein Händedruck jedoch auffallend schwach. Es scheint, als wolle er seine Kraft nicht unnötig für einen Gruß verschwenden. Doch dann sagt er: „Wir sind hungrig. Immer sind wir hungrig in diesem Land.“

Solomon wird für seine Arbeit nicht bezahlt. Sein einziger Lohn besteht aus zwei Tassen Reis. Die erste wird es am frühen Nachmittag geben. Die Schürfer arbeiten in Gruppen, in ganzen Familien. 120.000 Menschen mühen sich in Sierra Leone in solchen wilden, aber legalen Minen ab. Manche seit Jahrzehnten. Wie



**Zwei Tassen Reis, etwas Tabak und Gin als Tageslohn Immer tiefer geraten die Diamantenschürfer von Koidu in die Schuld ihrer „Gönner“, denen sie die Steine für einen geringen Betrag überlassen müssen. Ihren wahren Wert kennen sie nicht.**

GREENPEACE MAGAZIN 2.09 Karte: Carsten Raffel

viele Diamanten haben sie dieser Erde abgerungen? Wie viele Milliarden in die Weltwirtschaft gepumpt? Sie selbst besitzen nicht einmal die rostigen Siebe, Spaten und Eimer, die sie benutzen.

„Supporter!“, sagt Solomon leise und wirft einen schnellen Blick zu dem Mann, der unsere Zigaretten raucht. „Er stellt uns Werkzeug und gibt uns Reis.“ Dazu ein wenig *morale booster* – Stimmungsmacher: Tabak, Gin. Es ist die gängige Arbeitsweise in den Minen. Zwölf Stunden und mehr schufteten sie – und geraten mit jedem Arbeitstag tiefer in die Schuld ihrer „Gönner“, denen sie gefundene Diamanten für einen geringen Betrag überlassen müssen. Ihren wahren Wert kennen sie nicht.

**Solomons Muskeln spannen sich. Er hievt sein Sieb aus dem Wasser und wuchtet es ans Ufer.** Schweiß tropft von seiner Stirn auf den Schotter, der unter seinen kreisenden Händen klickt, während seine Augen darin nach dem weißlichen Schimmer von Rohdiamanten suchen. Vergeblich. Er leert das Sieb und befüllt es aus einem Eimer erneut. So vergehen seine Tage. Seine Jahre. Spatenstich für Spatenstich. Eimer für Eimer. Sieb um Sieb. Erde gibt es genug in Kono. Genug für alle Ewigkeit. Woran es mangelt, sind Diamanten. Solomon erinnert sich nicht, wann er den letzten gefunden hat.

Warum suchen sie gerade hier? Hat es Probegrabungen gegeben? Geologische Studien? Am Himmel öffnen sich dunkle Wolken und lassen schwere Tropfen auf die nackten Oberkörper der Schürfer prasseln. „Reines Glücksspiel“, antwortet Solomon, während der Regen cremefarbene Schlammkleckse von seiner Haut wäscht. „Es geht um alles oder nichts. Um das Leben unserer Familien.“ Er zündet sich eine Zigarette an, dann schmiert er seine Beine mit altem Motorenöl gegen Blutegel ein. „Ich hoffe auf einen Diamanten, so groß wie mein Kopf“, sagt er schließlich und lacht. Auch die anderen lachen. Ein Geräusch wie von Wind, der über die Gruben hinweg in die Ebene zieht. „100 Karat! Mindestens!“, ruft Solomon aus und kann sich gar nicht mehr beruhigen. „Ein Diamant, der mit einem Schlag dein Leben verändert!“ Mit dem Geld würde er das Schulgeld seiner Kinder

bezahlen: „Nur die Schule bringt dich raus aus den Minen, hinaus in die Welt.“

Eine Welt, die den Schürfern von Kono verschlossen bleibt. Die meisten wissen nicht einmal, warum genau diese Welt nach den Steinen giert, um die ihr eigenes Leid und ihre Hoffnungen kreisen. Solomon zuckt mit den Schultern und entleert seinen Eimer in das Sieb. Die nasse Erde riecht würzig. Auf dem dichten Blattwerk der Baumwollbäume und Tamarinden, die sich die Hügel hinaufziehen, liegt plötzlich ein matter Schimmer. Aasvögel kreisen über den Gruben. Gibt es einen Namen für diesen Ort? „Sweet Mother Mine!“, sagt Solomon und versucht zu lächeln. „Weil uns diese Erde früher an ihrer Brust säugte. Aber die Milch ist ihr ausgegangen, ihre Brust ist jetzt leer.“

Wir wohnen in Koidu. Bei Onkel Ben. Der gut gelaunte Mann mit Baseballkappe hat im Krieg für die Vereinten Nationen gearbeitet und ist zu etwas Geld gekommen. In der Hauptstadt des Kono-Distrikts macht ihn das zu einem reichen Mann. Die Idee, hier ein Gästehaus zu eröffnen, liegt nicht gerade auf der Hand. Koidu ist eine Ruinenstadt. Die meisten Gebäude sind im Krieg zerstört und nicht wieder aufgebaut worden. 100.000 Menschen hausen zwischen verkohlten Wänden, Einschusslöchern und den verblassten Flecken getrockneter Blutlachen. Plastikplanen sind gegen den Regen aufgespannt. Und noch eindringlicher spiegelt die Hauptstraße die innere und äußere Zerrissenheit dieser Stadt und ihrer Bewohner wider. Der mürbe Asphalt ist – wie die Landschaft von Kono – mit Kra-

tern übersät, schlammig und von einem beunruhigenden Rot. Sechs Jahre nach dem Waffenstillstand gibt es noch immer keinen Strom. Abend für Abend versinkt die Stadt in eine tiefe Finsternis, allein gelassen mit den Gespenstern des Bürgerkriegs.

Wer verirrt sich in diesen gottverlassenen Winkel Afrikas, um in Onkel Bens Gästehaus abzusteigen? Wir sind nicht allein. Die Diamanten ziehen Kundenschaft an: Aufkäufer, Glücksritter, Schmuggler, Regierungsbeamte. Zumindest in diesem einen Fall scheinen die Edelsteine für Entwicklung und Wohlstand zu sorgen. Onkel Bens Haus floriert.

Um in die Minen zu gelangen, brauchen wir nicht weit zu gehen. Sie haben sich durch die Reisfelder bis ins Zentrum von Koidu gefressen. Es gibt Leute, die in ihrem Garten nach den Steinen suchen. Auf Verkehrsinseln. Auf dem Friedhof. Manche, so hören wir, sollen heimlich in den Zimmern ihrer Häuser graben. Und überall erzählt man uns dieselbe Geschichte. So auch in der Sefadu-Mine, einem Amphitheater aus Schlamm, in dem sich 200 Männer mit Hacke und Schaufel ins Erdinnere wühlen. „Wenn es andere Arbeit gäbe, würde ich mein Leben nicht in der Grube vergeuden“, fasst Abubakar, ein schweißüberströmter, knochiger Riese, diese Geschichte zusammen, während er mit seiner Schaufel bis zu den Knien im Schlamm steht.

Doch eine andere Arbeit gibt es nicht. Die Wirtschaft von Kono liegt seit dem Krieg am Boden. Die Infrastruktur ebenfalls. Für den Wiederaufbau fehlt das Geld. Unzählige Gruben haben die Flächen für Reisfelder und Gärten drastisch dezimiert, was die Abhängigkeit von der Minenarbeit weiter erhöht. Ein Teufelskreis.

Deshalb tritt Abubakar barfuß seine Schaufel in die Erde, deshalb befüllt er einen Sack, wuchtet ihn auf den Kopf, schleppt das Material hinauf zum Grubenrand, kehrt zurück, schaufelt, wuchtet, schleppt, wieder und wieder, von früh bis spät. Nach zwei, drei Monaten wird er tief genug gegraben haben, um an den Schotter zu gelangen und darin nach Diamanten zu suchen. Wohlstandsdiamanten? „Ich schürfe seit 30 Jahren“, sagt der 40-Jährige. „Und ich weiß nicht, wie ich meine Familie ernähren soll.“

Er führt uns zum Grubenrand und zeigt uns im Dickicht ein zerfallenes Mauerwerk: die Ruine einer industriellen Förderanlage. „Die großen Firmen haben unsere Erde ausgelaut“, sagt Abubakar, bevor er wieder zur Schaufel greift. „Alle Minen von Kono sind schon unzählige Male durchstößt worden. Wir wühlen im Müll, nichts weiter.“





GREENPEACE MAGAZIN 2.09

**Grausames Erbe der Gewalt**  
Tamba Njaujah berichtet in allen Einzelheiten von jenem Tag, an dem die Rebellen sein Dorf überfielen und die Männer zwangen, ihre Hände auf einen Baumstamm zu legen; dann schlugen sie der Reihe nach mit der Machete zu.

Nachdem die englischen Kolonialherren in den 1930er-Jahren im Gbogbora-Fluss des Kono-Distrikts erstmals Diamanten entdeckt hatten, wurden diese von ausländischen Unternehmen ein halbes Jahrhundert lang industriell abgebaut. Die Firmen stellten den Betrieb 1992 ein, als die Rebellen der Revolutionären Einheitsfront Koidu attackierten. Sierra Leone hatte zuvor im Bürgerkrieg im benachbarten Liberia zugunsten der dortigen Regierung eingegriffen. Als der Rebellenführer Charles Taylor in Liberia die Macht an sich riss, fiel die mit ihm verbündete Revolutionäre Einheitsfront in Sierra Leone ein, brachte die Diamantenfelder gewaltsam unter ihre Kontrolle und entführte Tausende aus ihren Dörfern, um sie zur Arbeit in den Minen zu zwingen.

Nach Schätzungen der Vereinten Nationen konnten die Rebellen für ihre Wafenkäufe auf jährlich bis zu 125 Millionen Dollar aus dem Diamantengeschäft zurückgreifen. Eine Menge Geld in einem der ärmsten Länder der Welt. Sagenhaft reich wurden jedoch andere: Charles Taylor – seine Anklage wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit wird derzeit am Internationalen Strafgerichtshof verhandelt – kaufte die Steine von den Rebellen, versorgte diese mit Waffen und baute Liberia zu einem Zentrum des kriminellen Diamantenhandels aus.

Den Hauptgewinn aus dem blutigen Geschäft strich die internationale Diamantenindustrie ein. Sie bleibt vom Verfahren in Den Haag unbehelligt, obwohl Konzerne wie der britisch-südafrikanische Marktführer De Beers jahrelang skrupellos von den riesigen Gewinnspannen profitierten, welche die Fortführung des Krieges für alle Seiten lukrativ machte.

**Den wahren Preis für die Konfliktdiamanten bezahlten die Menschen in Sierra Leone:** Zehntausende wurden ermordet, Hunderttausende vertrieben. Als sie zurückkehrten, war ihre Lebensgrundlage zerstört. Ihnen bleibt bis heute nur die Knochenarbeit in den Gruben, wo sie uns jeden Tag erneut von den ungeheuren Grausamkeiten des Diamantenkrieges erzählen. Darüber zu sprechen, scheint die einzige Therapie. Tamba Njaujah, der sein genaues Geburtsdatum nicht kennt, berichtet in allen Einzelheiten von jenem Tag, an dem die Rebellen sein Dorf überfielen und die männlichen Bewohner zwangen, ihre Hände auf einen Baumstamm zu legen; dann schlugen sie der Reihe nach mit der Machete zu. „Meine Hände fielen zu Boden“, sagt Tamba, und die Haut seiner Stümpfe zieht sich zusammen, als ballte er die Fäuste. „Es war am frühen Morgen. Im Wald. Es regnete.“

20.000 Menschen wurden von den Rebellen verstümmelt. Gestützt von Charles Taylor, schreckte diese Killertruppe vor nichts zurück, um die Region zu entvölkern und die Diamanten ungestört ausbeuten zu können. Sie träufelten heißes Plastik in die Augen kleiner Kinder, die zu Tausenden erblindeten. Sie vergewaltigten Frauen vor den Augen ihrer Familien, übergossen sie mit Benzin und zündeten sie an. In der Sefadu Mine erzählt uns ein junger Schürfer, wie er im Alter von acht Jahren aus seinem Dorf entführt, mit Drogen vollgepumpt und mit einem Schnellfeuergewehr wieder nach Hause geschickt wurde, um seine eigene Familie zu erschießen.

Auf dem Rückweg von der Sefadu-Mine zur Straße umringen uns im hohen Gras plötzlich ein Dutzend Männer. Sie tragen verspiegelte Sonnenbrillen und stinken nach Schnaps und Marihuana. „Ihr seid verhaftet! Verhaftet!“, schreien sie und fuchteln mit den roten Ausweiskarten der Minenpolizei herum. Sie werden immer zahlreicher, ein Mob aus kreischenden, wild gestikulierenden Menschen. Sie stoßen uns herum, reißen unsere Taschen an sich. „Verhaftet! Verhaftet!“ Die nächsten Häuser sind weit entfernt. Im hohen Gras kann uns niemand sehen, niemand zu Hilfe kommen. Jeden Moment kann alles passieren. Alles.

Die grausamen Bilder des Krieges gehen uns durch den Kopf, während die Betrunknen uns vor sich her treiben, zum Revier der Minenpolizei. Sie drängen uns in einen engen Raum. Die Fenster sind vergittert. Die Gesichter der Beamten glänzen. Mit boshafem Blick beraten sie sich in einer Sprache, die wir nicht verstehen. Plötzlich sagt einer von ihnen, wir sollen mitkommen. Er führt uns in einen Nebenraum. „Wegen euch mussten meine Kollegen ihre Arbeit liegen lassen“, sagt er mit starrer Miene. „Es ist eine Geste des Respekts, afrikanische Tradition sozusagen, ihnen diesen Ausfall zu ersetzen: zweihundertfünfzigtausend!“

100 Dollar – der Jahresverdienst vieler Schürfer.

Absurder, denken wir, kann es nicht kommen. Da fällt uns das Plakat an der Wand auf. Im Comic-Stil gezeichnet ist dort ein Wrestler im Ring zu sehen. An seinem Bein hängt ein schwitzender David, der verzweifelt versucht, diesen Goliath zu Fall zu bringen. Darüber steht: Mister President versus Mister Corruption.

Wenig später treten wir hinaus in den Hof. Um das verlangte Geld erleichtert. Und mit einem Empfehlungsschreiben der Minenpolizei in der Tasche. Alle lachen, alle sind zufriedener.

Dieselben Männer, die sich an uns bereichert haben, wachen im Auftrag der Regierung über den lokalen Diamantenhandel, über Lizenzvergaben, Landrechte, Sicherheitsfragen. Sie sind wohlgenährt, tragen teure Uhren und auf ihren Ringen prangen goldenen Dollarzeichen – sie versuchen erst gar nicht zu vertuschen, was jeder in Sierra Leone weiß: Das Ministerium für Bodenschätze ist ein zentraler Herd der Korruption, ein Krebsgeschwür, das den internationalen Konzernen jahrzehntelang Rohdiamanten zu Spottpreisen verschelbelt und den Staat auf diese Weise um Hunderte Millionen Dollar betrogen hat, die bei der Entwicklung Sierra Leones fehlen.

Trotz der Milliarden aus dem Diamantenhandel und obwohl das Land über eine Vielzahl weiterer Bodenschätze wie Gold, Mangan, Bauxit, Graphit, Platin, Rutil verfügt, belegt Sierra Leone im Entwicklungsindex der Vereinten Nationen unter den 179 Staaten den letzten Platz. Mehr als zwei Drittel der Menschen leben unterhalb der Armutsgrenze. Die Gesundheitsversorgung ist rudimentär, die Kindersterblichkeit die höchste der Welt. Und Kono, wo die reichsten Diamantenvorkommen Sierra Leones lagern, ist der ärmste Distrikt im weltweit am wenigsten entwickelten Land.

Seit mehr als einer Woche sind wir nun schon in der Minenregion unterwegs und haben noch keinen Diamanten gesehen. Regen klatscht vor dem offenen Fenster auf die ockerfarbene Erde, als wir an diesem Nachmittag im Hinterzimmer eines stattlichen Hauses sitzen. Ein Mann in afrikanischem Blumen-gewand mustert uns misstrauisch von seiner Seite des Schreibtisches. Seine Finger tippen nervös über die Tasten eines Taschenrechners. Argwohn und Vorsicht gehören zu den Grundsätzen seines Geschäfts. Salimu Conteh ist Diamantenhändler aus Gambia.

Wir bringen das Gespräch auf Banjul, die Hauptstadt seines Landes, auf die Seeschiffe, die den Gambia-Fluss hinauf in die Trockensavannen Westafrikas fahren, auf seinen Familiennamen, dem wir bei früheren Reisen auch in Guinea und im südlichen Mali begegnet sind – und ganz allmählich gibt Conteh seine Zurückhaltung auf. Schließlich zieht er eine Papiertüte aus der Schublade und leert gut 200 Diamanten auf den Tisch. Sie sind klein wie die Salzkörner auf einer Brezel, flirrende, glitzernde Lichtsplitter – ein krasser Kontrast zum Schlamm

#### NETWORK MOVEMENT FOR JUSTICE AND DEVELOPMENT

Schon während des Krieges begann das Network Movement for Justice and Development (NMJD) die katastrophalen Arbeitsbedingungen in den sierra-leonischen Diamantenminen publik zu machen. Seit Kriegsende treibt das NMJD unter anderem die Gründung von Gewerkschaften im Minensektor voran und verhandelt mit der Regierung über eine Reform der Besitzverhältnisse der Minen. Mehr Informationen: [www.nmjd.org](http://www.nmjd.org)



und Dreck in den Minen, zur Finsternis der traumatisierten Gemüter, zu den stromlosen Nächten von Koidu.

„Meine Lieferanten kommen nachts, nach der Arbeit in den Gruben“, sagt Conteh, der die Diamanten auf dem Tisch für umgerechnet 16.000 Euro an einen der wenigen lizenzierten Exporteure in Sierra Leone weiterverkaufen will. Wie viel er den Schürfern dafür bezahlt hat, verrät er nicht. Die Gewinnspanne der Diamantenhändler beträgt oft mehrere hundert Prozent. Auf dem Weg vom Schürfer über den Supporter und eine Reihe von Zwischenhändlern bis zum Exporteur erhöht sich der Preis der Rohdiamanten um ein Zigfaches.

Draußen lässt der Regen nach, während blasses Neonlicht auf den Edelsteinen zerfließt. Conteh pickt mit der Pinzette einen nach dem anderen auf und prüft sie unter einer Lupe. Auch uns lässt er hindurchsehen, in das brüchige, kalte Herz jener Steine, die bald an den Börsen von Antwerpen verkauft und dann von Schleifern in Belgien, Israel, Indien und den USA weiterverarbeitet werden, um die lichte Welt der Luxusgüterindustrie erstrahlen zu lassen. Steine, wie jene, die wir – monströs vergrößert – unter dem Lupenglas betrachten, generieren weltweit einen Umsatz von rund 45 Milliarden Euro im Jahr. „Jetzt haben Sie Diamanten gesehen“, sagt Conteh und lacht. „Jetzt waren Sie wirklich in Sierra Leone.“

Als wir hinaustreten, hat es aufgehört zu regnen. Contehs Hof ist voller Menschen. Unter ihnen erkennen wir die Schergen der Minenpolizei wieder. Sie be-

## Auf der Suche nach einem Hoffnungsschimmer

Im Abraum einer industriellen Mine spähen Männer nach Diamanten, die übersehen wurden. Trotz der Milliarden aus dem Edelsteinhandel leben mehr als zwei Drittel der Menschen in Sierra Leone in Armut.

grüßen uns lachend. Was tun sie im Hof des Diamantenhändlers? Sie wohnen im selben Block. Abends statten sie Conteh gern einen Besuch ab, trinken Bier, rauchen, reden. „Wir sind Freunde, verstehen Sie“, sagt einer von ihnen, und das Dollarzeichen auf seinem Goldring blitzt auf.

„Es fehlt am politischen Willen der Regierung, bestehende Gesetze auch umzusetzen“, erklärt uns am selben Abend Patrick Tongu. Er ist District Manager des Network Movement for Justice and Development, einer lokalen Nichtregierungsorganisation, die dafür kämpft, den „Diamantenfluch“ für die Region in einen Segen zu verwandeln. Wir sitzen in einem fensterlosen Büro, an den blau gestrichenen Wänden hängen fotokopierte Aufnahmen von Tagungen und Protestaktionen. Tongu prangert nicht nur Korruption und katastrophale Arbeitsbedingungen in den Minen an, sondern auch die Tatsache, dass die Region von den Erträgen des Diamantengeschäfts nicht profitiert.

„Wohlstandsdiamanten? Dass ich nicht lache! Wo sind denn unsere tollen Straßen?“, fragt Tongu und schließt die Finger so fest um seinen Kugelschreiber, dass die Knöchel glänzen. „Wo sind die Brunnen? Wo die Schulen und Hospitäler?“ Die Diamantenkonzerne hätten allen Grund nervös zu sein, sagt Tongu, denn die Definition von Konfliktdiamanten im Kimberley-Abkommen greife viel zu kurz. Im offiziellen Wortlaut fallen darunter nur Steine, die von Rebellen-Gruppen gehandelt werden, um militärische Aktionen gegen legitime Regierungen zu finanzieren.

„Nur weil der Bürgerkrieg in Sierra Leone beendet ist, heißt das noch lange nicht, dass unsere Diamanten konfliktfrei sind“, stellt Tongu fest und fordert, auch sklavenähnliche Arbeitsbedingungen und andere Menschenrechtsverletzungen in die Definition einzuschließen. Nur so könne garantiert werden, dass in den Auslagen von Tiffany und Co. keine hässlichen Schatten auf die edlen Steine fielen.

In Tongus Büro ist es stickig und heiß. Durch den Spalt der halb geöffneten Metalltür sind klapprige Minibusse zu erkennen. Mit Aufschriften wie *Only God can make you a millionaire* ächzen sie über

eine Straße, deren zahllose Schlaglöcher mit einem auffallend anthrazitfarbenen Schotter ausgebessert sind. „Das Problem sind nicht die Diamanten!“, stellt Tongu klar, ohne dass sich seine Finger um den Kugelschreiber entspannten. Der desolate Zustand der sierra-leonischen Minengebiete sei nicht zuletzt die Schuld der ausländischen Unternehmen, welche die Diamanten – inmitten Zehntausender Kleingruben – industriell abbauen: „Sie scheffeln Millionen, und wir verhungern.“

Doch in der Erde von Kono schlummern noch immer Diamanten im Wert von vielen Milliarden Dollar, tieferliegende Vorkommen, welche die Schürfer mit ihren Schaufeln nicht erreichen. „Ein enormes wirtschaftliches Potenzial“, sagt Tongu – und endlich lockern sich seine Finger. „Wir müssen dafür sorgen, dass die Firmen einen fairen Anteil entrichten und dass ihre Zahlungen auch bei den Leuten ankommen.“ Alle Regierungsverträge mit den ausländischen Unternehmen seien deshalb zu überprüfen und die Zahlungen an den Staat öffentlich zu machen, damit der Weg des Geldes kontrolliert werden könne.

Wofür dieses Geld bisher garantiert nicht verwendet worden ist, können wir an diesem Nachmittag mit eigenen Augen sehen. In Sokogbeh, am Stadtrand von Koidu, leben mehr als 3000 Menschen zwischen Kriegsrüinen. Ohne Strom. Ohne Trinkwasser. Die Lehmhäuser, die sie selbst unter großen Mühen errichtet haben, sind von tiefen Rissen durchzogen, manche eingestürzt. Denn Sokogbeh liegt mitten im Konzessionsgebiet des südafrikanischen Unternehmens Koidu Holdings. Und die größte private Diamantenfirma in Sierra Leone betreibt den unterirdischen Abbau der Edelsteine – mit Sprengungen.

„Die Explosionen sind lauter als der Donner, die Erde bebt, die Häuser zittern und stürzen ein“, sagt der alte Kai David Mboma, der uns in seinem Dorf herumführt. „Wir wollen hier nicht weg, aber die Regierung zwingt uns dazu.“ Die Leute nennen den 80-jährigen mit weißem Vollbart und zerlöcherter Hut den „Mandela von Kono“. Weil er sich wiederholt weigerte, vor den Sprengungen sein Haus zu verlassen, musste er ins Gefängnis: „Acht Monate, drei Wochen und zwei Tage.“

Bei unserem Rundgang wandelt sich allmählich unser erstes Bild von Sokogbeh. Jugendliche bessern die Piste mit Schotter aus – dem gleichen anthrazitfarbenen Schotter, der uns in den Schlaglöchern vor der Metalltür des Network Movement aufgefallen ist. In einfachen Marktständen liegen frische Bananen, Tomaten und Zwiebeln aus. Reis köchelt auf offenen Feuerstellen, an denen Frauen sich gegenseitig ihre Haare zu Zöpfen flechten. Alte Männer sitzen auf Holzbänken und sehen den Kindern zu, die ausgelassen Fußball spielen. Als sie uns bemerken, legen sie die rechte Hand auf die Brust und rufen uns Segenswünsche zu.

Nach dem Grauen des Bürgerkrieges ist es den Leuten von Sokogbeh gelungen, zwischen den Ruinen eine bescheidene Idylle aufzubauen. Und nun sollen sie alles zurücklassen, samt ihrer Reis- und Jamsfelder, ihrer Bananenpflanzungen, ihrer Mangobäume und Gärten, um – erneut – von vorn zu beginnen.

Der alte Mboma musste trotz seines zähen Widerstands sein Haus bereits verlassen und wohnt an jenem Ort, den er mangels gewachsenen Namens einfach „Umsiedlungscamp“ nennt. Der Kontrast zu Sokogbeh könnte größer kaum sein. Schachbrettartig verlaufen Kieswege zwischen wellblechgedeckten Häusern. Weit und breit kein Baum. Kein Boden für Felder oder Gärten. Kein Markt, keine Schule, kein Hospital. „Was sollen wir hier draußen machen?“, fragt Mboma erregt. „Wovon sollen wir leben?“

Das frische Samtgrün weit entfernter Reisfelder verdunkelt sich, und die kegelförmigen Waldhügel lösen sich in grauen Schleiern auf, die schnell zu uns herüberziehen. Der Duft des Regens ist überwältigend – auch weil auf einmal eine Ahnung von Verzweiflung darin aufsteigt. Wir folgen Mboma in sein neues Haus, wo er verloren in einer der finsternen Zellen steht. Schimmel überzieht die Wände. Durch das undichte Fenster dringt der Regen ein. „Koidu Holdings hat Sokogbeh zerstört, die Regierung hat uns vertrieben“, sagt der alte Mann, die Faust schwingend. „Und das haben sie uns dafür gegeben! Sollen wir uns das gefallen lassen?“

Die Frage scheint bereits beantwortet. Denn am 13. Dezember 2007 wurde in der Geschichte des Diamantenabbaus in Kono ein neues blutiges Kapitel aufgeschlagen. Der alte Mboma will uns nicht vor das Haupttor von Koidu Holdings begleiten und übergibt uns an Joseph Saquee, einen kräftigen jungen Mann mit glänzenden Augen. Er nimmt uns wie kleine Kinder an der Hand und führt uns genau dorthin, wo er am „Tag der Toten“ mit seinen Leuten friedlich gegen die Sprengungen und deren Folgen protestiert hat.



**Allein mit den Gespenstern des Bürgerkrieges  
Ruinen, Einschusslöcher, verblasene Blutlachen – sechs Jahre nach Ende des Krieges sind seine Spuren in Koidu allgegenwärtig. Noch immer ist die Stadt ohne Strom, abends versinkt sie in tiefer Finsternis.**

Wir stehen auf der verlassenen Kreuzung vor dem schwer bewachten Werkstor. Ein großes Schild preist die Aktivitäten von Koidu Holdings als Beitrag „zu einer besseren Zukunft von Sierra Leone“. „Die Polizisten setzten Tränengas gegen uns ein“, sagt Joseph. „Und dann schossen sie scharf. Ohne Warnung.“ Sein bester Freund ging neben ihm zu Boden. „Er starb im Hospital“, flüstert Joseph mit gesenktem Blick. „Sein Name war Aiah Momoh. Er war 23 Jahre alt.“

Bei Koidu Holdings empfängt uns ein Mister Coutinho, zuständig für Sicherheitsfragen. Er trägt Diesel-Jeans und schwarze Lederschuhe, spricht von „schwierigen Begleitumständen“ und „sozialen Problemen“ und besteht darauf, die Vergangenheit ruhen zu lassen, in der zwei Menschen erschossen und zahlreiche verletzt wurden. Mister Coutinho will lieber in die Zukunft blicken. Auf den Resettlement Action Plan, der bald von der Regierung abgesegnet werde. Direkt im Anschluss werde die Umsiedlung mehrerer Tausend Menschen vorgenommen, sagt Coutinho, außerdem die Regionalstraße nach Süden umgeleitet, die Konzession mit Stacheldraht umzäunt und eine

neue, dreimal effektivere Diamantenwaschanlage mit einem Durchsatz von 75 Tonnen pro Stunde. Die geplante Ausbeute betrage 40.000 Karat im Monat – rund sechs Millionen Euro. „Optimierung der Abläufe, höhere Einnahmen“, rechnet Coutinho vor. „Mehr Steuern für die Regierung, mehr Entwicklung für die Region, mehr Vorteile für alle.“

Es klingt ganz einfach. Doch vorerst herrscht in der Konzession eine geisterhafte Stille. Und diese nährt eine gewisse Hoffnung. Denn am Tag nach den Unruhen geschah etwas Erstaunliches: Die Regierung, welche die Interessen der Diamantenindustrie bis dahin oft höher bewertet hatte als die der eigenen Bevölkerung, untersagte Koidu Holdings weitere Sprengungen und setzte eine Untersuchungskommission ein. Diese stellte unter anderem fest, dass den Gemeinden, auf deren Land industrielle Minen betrieben werden, seit Jahrzehnten eine „unvergleichliche Ungerechtigkeit“ widerfährt, weil ihnen Regierungen und Diamantenfirmen ihre Landrechte verwehren. Die Kommission empfiehlt, die Verträge mit allen

Unternehmen zu überprüfen, und betont, „dass das Volk von Sierra Leone das Recht hat, von den von Gott gegebenen Bodenschätzen so gut wie möglich zu profitieren, anstatt mit einem Taschengeld abgespeist zu werden.“

Wir stehen mit Mister Coutinho auf einem Metallgerüst und schauen in den 76 Meter tiefen Krater, in die Sprengungen in die Erde getrieben haben. Schlingpflanzen wuchern aus senkrechten Felswänden über dem türkisfarbenen Wasser. Im Auge des Sturms scheint sich die Welt in einer seltsamen Schwebelage zu befinden. Es ist, als hole sie Atem. Insekten summen. Vögel zwitschern. Und Coutinho zeigt auf einen Berg auffallend anthrazitfarbenen Schotters.

Er sieht aus wie der Schotter, den wir vom Büro des Network Movement in den Schlaglöchern gesehen, wie der Schotter, mit dem die Jugendlichen in Sokogbeh ihre Piste ausgebessert haben. „Abraum aus unserer Mine, sehr begehrt für den Haus- und Straßenbau“, bestätigt Coutinho. „Stellen wir den Leuten zur Verfügung. Gratis.“ Es klingt wie eine große Geste: der Abfall der Diamantenmine als Beitrag „zu einer besseren Zukunft von Sierra Leone“.

**Der Regen setzt wieder ein. Hier und da lassen verirrte Sonnenstrahlen die üppige Vegetation aufschimmern.** Neben den Pachtzahlungen für die Konzession, sagt Coutinho auf dem Rückweg zum Werkstor, gingen jeweils zehn Prozent des Gewinns von Koidu Holdings an die Regierung und an die betroffenen Gemeinden. Bisher sei allerdings kein Gewinn erzielt worden. Kein Cent. Dennoch ist Coutinho überzeugt: „Die Antwort auf die Probleme von Kono ist einfach: Mehr Unternehmen wie Koidu Holdings!“

Die Einheimischen sehen das anders. Seit Josephs Freund vor dem Werkstor von Koidu Holdings erschossen wurde, kam es auch auf dem Gelände der Diamantenfirmen in Nimikoro, Kamara und Kariba zu massiven Protesten. Gegen unberechtigte Landnahmen. Gegen versäumte Entschädigungszahlungen. Gegen die Korruption unter den traditionellen Führern. Die treibende Kraft der Protestaktionen ist eine verlorene Generation: die Jugend.

Am selben Abend wagen wir uns in ein „Getto“ – so nennen die Jugendlichen ihre geheimen Treffpunkte in Koidu. Die Gbongbor Street ist kaum beleuchtet. Nur hier und da vibrieren Neonröhren über einem Generator. Auf der Straße verkaufen Männer ihre eigenen Hosen und 14-jährige Mädchen für einen halben Euro ihre Körper, um über die Runden zu kommen. Irgendwo dröhnen Reggae-Bässe. Marihuanawolken hängen in der Luft, der scharfe Geruch billigen Gins.

„What's your problem?“ Sofort sind wir von Jugendlichen umringt. Sie tragen Baseballkappen, Hip-Hop-Shirts und Stirnbänder. Das Weiß ihrer Augen funkelt in der Nacht. Sie brüllen uns an, rempeln, stecken ihre Hände in unsere Hosentaschen, auf der Suche nach Geld. Ihre durchtrainierten Körper sind steinhart. Jetzt kein falsches Wort! Keine hastige Bewegung! Da erkennen uns einige der Jugendlichen wieder. Aus den Minen. Sie stellen sich schützend vor uns.

„Unsere Eltern sind im Krieg getötet worden“, sagt Mamadou, den wir ein paar Tage zuvor in Sefadu getroffen haben. „Wir schuften in den Gruben und schlafen

auf der Straße.“ Die meisten sind Anfang 20. Kaum einer kann lesen. Es fehlt an Schulen, an Ausbildungsstellen. „Wir waren Kindersoldaten, Mann!“, schreit jemand in der Dunkelheit. „Unsere einzige Ausbildung ist die an der Waffe.“ Und: „Wir sind Tausende, Mann! Tausende! Wir sind das Sierra Leone von morgen!“

Jede Nacht kommen sie zusammen, rauchen Marihuana, trinken Gin – und ziehen los, um Beute zu machen. In diesen Gettos tickt eine Zeitbombe. „Wir wollen keinen Krieg mehr!“, johlen sie. „Aber wenn sich die Situation nicht bessert, wird es wieder Gewalt und Blutvergießen geben! Bald!“

Wohlstandsdiamanten. Friedensdiamanten. Sechs Jahre nach dem Waffenstillstand in Sierra Leone kleben an den kostbaren Steinen nach wie vor Blut, Schweiß und Tränen. Wenn überhaupt, dann herrscht hier ein zerbrechlicher Frieden. Denn der Kono-Distrikt, in dem einst der Bürgerkrieg begonnen hat, gerät erneut zum Pulverfass.

Am Tag unserer Abreise treffen wir noch einmal den jungen Joseph, der uns zum Werkstor von Koidu Holdings geführt hat. Er will uns nicht wegfahren lassen, ohne uns etwas gezeigt zu haben. Lange folgen wir einer pockennarbigen Straße, vorbei an Kriegsrüinen und Palmenhainen. Auf einer kleinen Kreuzung am Stadtrand halten wir an. Am Schnittpunkt zweier Pisten liegen ein paar Zementbrocken auf einem Schotterhaufen.

„Wir werden ihm ein Denkmal bauen“, sagt Joseph und zeigt auf den Schotter. „Unsere Kinder sollen sich an ihn erinnern. Er ist ein Held. Er starb in einem Krieg.“ Wir sehen uns ratlos an. Erst dann begreifen wir, dass wir vor einem Grab stehen. Hier liegt Aiah Momoh, Josephs Freund, der von der Polizei vor dem Werkstor von Koidu Holdings erschossen wurde.

Von einem dunstumschlungenen Horizont treiben bleierne Wolken heran, die der Wind über uns auswirft. Erste Tropfen lassen sich weitende Kreise über die Wasserpflützen wandern. Augenblicke später glänzen die fein geäderten Blätter der Baumwollbäume auf der roten Erde – durch die Wucht des Schauers von den Zweigen gerissen. Und mit einem Mal kommt uns der anthrazitfarbene Schotter bekannt vor. Wir fragen Joseph danach, und er bestätigt: Es ist das Material, das für den Haus- und Straßenbau begehrt ist. Das Heldendenkmal für Aiah Momoh, den ersten Gefallenen im neuen Diamantenkrieg, wird aus dem Abraum von Koidu Holdings errichtet werden. Joseph kniet nieder und beginnt, mit den Händen darin zu wühlen. Wir entfernen uns leise. Das Letzte, was wir hören, ist dieses beklemmende Scharren. ◀

#### MEDICO INTERNATIONAL

Die Frankfurter Hilfsorganisation Medico unterstützt mehrere Projekte in Sierra Leone, darunter die **War Wounded and Amputees Association**, die für die Rechte der Kriegsverletzten eintritt. Mit dem Netzwerk **Fatal Transactions** kämpft Medico für Verbesserungen des **Kimberley-Abkommens** sowie für die Schaffung eines unabhängigen Kontrollsystems im Diamantenhandel. Mehr Informationen: [www.medico.de](http://www.medico.de)